

Elf albanische Gendarmen

Von Erwin Richter

Alles vollzieht sich in militärischer Ordnung. In einer Reihe aufgerichtet stehen die elf Gendarmen im Schatten der wenigen Bäume. Gedankenlos greift der eine in das Blättergewirr eines Busches, an dem er steht. Ein anderer blinzelt im Schein eines Sonnenstrahls, der sich durch das Laub gestohlen hat und in seinem Gesicht spielt. Die übrigen blicken starr geradeaus. Weit reicht ihr Blick über die lahle Ebene, bis zum Horizont, wo der Wald beginnt. Auch sie stehen in militärischer Ordnung aufgerichtet, mit geschultertem Gewehr. Leer und stumpf blicken sie drein, nur bei einigen bewegen sich leise die Lippen, zittern unmerklich die Fäustchen in den Augenhöhlen. Einmal seitlich stehen einige Offiziere. Der eine steckt die Papiere in die Tasche, aus denen er eben die Todesurteile verlesen hat. Nervös laut der andere an einer Zigarette, bückt sich, wischt sich mit einem Mantelzipfel den Tau von den Stiefeln.

„Habt Ihr noch Wünsche?“

Einer der Gendarmen tritt aus der Reihe.

„Ich spreche für alle! Wir hatten nur ein Ziel: Das Glück unserer Heimat. Für dieses Ziel haben wir gekämpft, ohne unser Leben zu schonen. Dafür haben wir alles getan, was uns möglich war. Wir bebauern es nicht, daß wir für dieses Ziel sterben müssen. Wir bebauern nur, daß es uns nicht gelungen ist, die Heimat von den Verrätern zu retten. Unser Vermächtnis an das Volk lautet: Er hebt seine Stimme:

„Führet unser Werk zu Ende!“

Dann leiser, den Kopf senkend:

„Das ist unser letzter Wunsch“ . . .

Er tritt wieder in die Reihe zurück. Hochgeredt, unbeweglich stehen die elf Gendarmen, ruhig und gesammelt betrachten sie die Offiziere.

Einige Soldaten treten an sie heran, reichen ihnen Schaufeln und Spaten. Auch ein Offizier nähert sich. Mit dem Stiefelabsatz zieht er Striche durch die feuchte, warme Erde:

„Hier . . . und hier . . . und hier . . .“

Er bezieht die Stellen, wo die Gräber ausgeworfen werden sollen.

Ohne Widerspruch, ohne ein Wort nehmen die Gendarmen die Geräte. Mit gleichmäßigen Bewegungen werfen sie die Erde aus. Ihre Arbeitsweise verrät langjährige Übung, verrät die ehemaligen Bauern. . .

Die Arbeit ist beendet. Elf Gruben sind gegraben. Auf einen Haufen zusammengeworfen liegen die Spaten. Wieder stehen die elf Männer in einer Reihe, aber jetzt nicht mehr nebeneinander. Jeder steht vor seinem Grabe.

Schneidend kommandiert ein Offizier:

„Wenden“.

Zum ersten Male werden die elf Männer unruhig. Ihre Gesichter zuden. Verwirrt blicken sie sich an, sprechen durcheinander, heben die Arme. Schließlich wenden sie sich den Offizieren zu, rufen erbittert:

„Wir sind keine Verräter! Ihr dürft uns nicht von hinten erschließen!“

Einer reißt sein Hemd auf, reckt die breite Brust vor:

„Hierher schießt! Wir sind Männer!“

Mit einer Stimme, die sich hysterisch überschlägt, kreischt der Offizier zum zweiten Mal:

„Wenden“.

Die elf Männer werfen sich zu Boden, krampfen die Hände in die Erde, vergraben ihre Gesichter in den aufgeworfenen, lodernen, Erdhügeln. Einer gleitet in sein Grab hinab. Einer, dann schreien alle:

„Nein! Nein! . . . Niemals! . . . Wir sind keine Verräter! . . . Die Verräter seid ihr . . . Wir haben für das Volk gekämpft . . .“

Der Offizier ballt die Fäuste, wendet sich den Soldaten zu, will etwas sagen. Die Soldaten blicken ihn an. In ihren Augen schimmert etwas, was ihn die Lippen zusammenpressen läßt. Die beiden anderen Offiziere kommen zu ihm, flüstern ihm etwas zu. Widerwillig stößt er durch die Zähne:

„Gut . . . Stellt euch auf!“

Starr und unbeweglich stehen die elf Männer vor ihren Gräbern. Noch einmal steigt ihr Blick in die Ferne. Die Soldaten heben die Gewehre. Ein kurzes Kommando.

Durch die krachende Salve löst der Ruf:

„Es lebe die freie Volksrepublik! Das Volk wird uns rächen!“

Langsam verzieht sich der Rauch. Wieder ist alles still. Ein ruhiger, sonniger Augustmorgen . . .

Es war eine Gebirgsgegend, in der sie aufwuchsen und alle waren sehr arm. Sie lebten in fahlen Steinhäusern, oben schliefen die Frauen, unten die Männer. In den Häusern befand sich keinerlei Einrichtung, sie lagen auf Strohmatten und deckten sich mit Schaffellen zu.

Das Land war steinig und unfruchtbar. Wenn sie die Schafe und Ziegen nicht gehabt hätten, wären viele von ihnen verhungert. Ihre

Neben dir verrinnt die Zeit . . .

Du glaubst, in der Zeit zu leben,
Doch neben dir zerrinnt die Zeit,
Eh du begehrlisch magst die Hand erheben,
Ist, was du greifen willst, Vergangenheit.

Du wähest dich im Heute wohl geborgen,
Doch Gegenwart ist messerscharfer Dug,
Dem Gestern zugehörend wie dem Morgen,
Ist Grenze nur und wesentloser Trug.

So wirft du hart am Abgrund hingerissen,
Im Augenblick, da dir dein Tag verlohnt,
Wirft du vielleicht um Zeit und Nicht-Zeit
wissen,
Doch eh du weißt, ist Wissen nicht mehr not.

S t r a .

tägliche Nahrung war ungeschmackloses Maizbrot. Sie hatten Eier und Käse, aber das mußten sie verkaufen. Der italienische Händler gab ihnen für ein Kilo Käse oder 15 Eier 5 Francs, aber für eine Schachtel Streichhölzer oder ein Kilo Salz forderte er 2.50 Francs. So verzichteten sie auf das Salz und benutzten Feuersteine. Den italienischen Wucherer verfolgten sie mit wütendem Haß, noch mehr haßten sie aber die Regierung in Tirana, die Albanien an die Italiener verkauft hatte.

Eines Tages kam eine Viehherde und Hunderte von Ziegen und Schafen gingen zugrunde. Die Not war größer denn je, und da entschlossen sich viele von ihnen, nach Fieri zu ziehen, um Arbeit zu suchen. In der Stadt fanden sie Arbeitslose und die gleiche Not. Auch dort sahen sie wohlhabende Italiener, die das Volk ansplünderten und unterdrückten. Verächtlich blickten die Italiener auf sie herab und oft mußten die stolzen Bauern sich beherrschen, um sie für ihr anmaßendes Benehmen nicht niederzuschlagen.

„Warum toedet Ihr nicht Gendarmen?“ — fragte sie jemand — als er sie hungrig und zerlumpt durch die Straßen ziehen sah.

Da wurden sie Gendarmen. Das Leben war nicht besser. Sie erhielten Hungerlöhne und sogar diese wurden unregelmäßig ausbezahlt. Wenn einer von ihnen irgendwo Geld aufreiben konnte, kauften sie sich ein Lamm und bereiteten es in der Kaserne auf einem offenen Feuer zu. Das war dann ein Festtag für alle. Nie hörten sie auf, die italienischen Offizianten und ihre albanischen Lakaien zu haßen. Nie verloren sie die Verbindung mit dem hungernden und unterdrückten Volk, weigerten sich immer, gegen das Volk vorzugehen.

Am 16. August 1935 erhob sich das Volk in Fieri gegen die Regierung und die Monarchie, gegen die italienischen Unterdrücker und ihre Handlanger. Das Volk demonstrierte in den Straßen und forderte eine freie und demokratische Republik.

„Seid Ihr mit uns?“ — wurden die Gendarmen von den Demonstranten gefragt.

„Ja, wir sind mit Euch!“ — erklärten diese und schlossen sich der Demonstration an.

Fast die ganze Bevölkerung der Stadt marschierte im Zuge mit. Sie besetzten das Rathaus, die Präfektur und die übrigen öffentlichen Gebäude. In den ersten Reihen marschierten die revolutionären Gendarmen von Fieri.

Auf ihrem Marsche durch die Stadt trafen sie ein Auto. Nichtsahnend kam der vom gesamten Volke gehasste Generalinspektor der albanischen Armee, Giliardi, zu einer Inspektion nach Fieri. Die Gendarmen erkannten ihn und schossen ihn nieder . . .

Nach einigen Tagen war die nationalrevolutionäre Erhebung von Fieri niedergeschlagen, Hunderte wurden verhaftet, unter ihnen auch die revolutionären Gendarmen.

Ein Kriegsgericht tagte und fällte elf Todesurteile.

Schneider - Creusot

Das Ende einer Dynastie

Die wichtigste Maßnahme der neuen französischen Regierung ist wohl, neben der Reform der Bank von Frankreich, die Nationalisierung und staatliche Kontrolle der Rüstungsindustrie. Diese befindet sich in den Händen einer einzigen Familie, deren Name das Symbol der internationalen Rüstungsindustrie und in Frankreich das Symbol der sozialen Reaktion gewesen ist: Schneider, der König von Creusot.

Seine Rolle in der „Mutigen Internationale“ ist bekannt: eine Untersuchungskommission hat festgestellt, daß während des Weltkrieges die Lieferungen an Kriegsmaterial für Deutschland in unbeeinträchtigt weiter stattgefunden haben und seit drei Jahren, seitdem die Ausrüstung in Deutschland mit besonderem Tempo betrieben wird, blüht Schneiders Geschäft wie nie zuvor. Diesen „Patrioten“ kümmert es wenig, ob seine Kanonen einmal wieder gegen die eigenen Landsleute verwendet werden. Aber darin ist Schneider nicht einmal eine Ausnahme.

Weniger verständlich will es scheinen, wie sich bis heute Creusot als Staat im Staat halten konnte, der seine eigenen Gesetze hatte und wo die Sozialgesetze, die in Paris beschloffen wurden, keine Geltung hatten. Und doch kann sich ein Fremder, der für einen halben Tag nach Creusot kommt, davon überzeugen, daß es hier nur einen Herrscher gibt, der seine Gesetze selbst beschließt.

Dem Fremden fällt schon bei einem Rundgang durch Creusot auf, daß es hier nicht, wie in anderen Orten Frankreichs, Denkmäler mit Gestalten aus der französischen Geschichte gibt; auf allen Denkmälern, die man sieht, ist ein Mitglied der Dynastie Schneider dargestellt. Hier ist Schneider I., der Begründer der Dynastie: er überblickt wie ein König sein Reich, und zu seinen Füßen kauert eine Frau, die ihrem Kinde mit erhobenem Arm den „Wohltäter“ zeigt. Er selbst ist mit Spazierstock und einem Mantel über dem Arm dargestellt, wie er vor genau hundert Jahren in den Ort gekommen sein mag. Damals hatte er den Einfall, zu dem Gelände für seine Fabriken auch das alte Schloß hinzuzukaufen, um zu den damals noch unbeschränkten Rechten des Unternehmers auch die Vorrechte des feudalen Schloßherrn zu erwerben. François Schneider war vorher ein tüchtiger Bankbeamter gewesen, und seine Bank stand ihm in allen Unternehmungen zur Seite. Zum Grundbesitz und dem Gelde fehlte ihm noch eine dritte Macht: die Politik. Drei Jahre nach seiner Ansiedlung ist er Abgeordneter seines Wahlkreises, und sein Onkel, Antoine Schneider, ist Kriegsminister.

Seither sind alle seine Nachfolger gleichzeitig Bürgermeister und Abgeordnete gewesen. Die Republik wurde vom Zweiten Kaiserreich und dieses wieder von der Dritten Republik abgelöst. Die Schneiders überdauerten alle Wendungen der Geschichte. Als der Krieg von 1870 ausbricht, ist ein Schneider Präsident des Parlaments; nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches wird er von den Aufständischen verjagt, aber ein Jahr später ist er wieder da. Und daß alles spielt sich in Paris ab — in Creusot ist alles beim alten geblieben.

Schneider II. hat sein Denkmal gegenüber dem Krankenhaus; er sitzt auf einer Art Thron und vor ihm stehen seine Arbeiter in drei Generationen. Der Junge, der in die von Schneider

gegründete Schule geht, der Arbeiter in der Tracht seiner Fabrik und der Inhaber des Altersheims. Denn dieser Schneider hat alle öffentlichen Einrichtungen geschaffen, vom Krankenhaus zur Schule und zum Altersheim, und dazwischen die Sparkasse, die Sängerverbände, die Sportvereine, die Einkaufsgenossenschaften. Von der Geburt bis zum Tode kann der Arbeiter keinen Schritt tun, der nicht von Schneider kontrolliert wird. Und eine scharfe Kritik ist notwendig, um diesen Staat im Staate mit seinen eigenen Gesetzen aufrechtzuerhalten. So darf sich der Fremde nicht wundern, wenn bei seinem Eintritt in ein Café das Gespräch bestimmt und ihm überall mißtrauische Blicke entgegen. Ein unbekanntes Gesicht kommt hier sofort in den Verdacht, ein Spion zu sein! Auch die „freien“ Händler und Wirte dürfen sich nicht die freie Meinungsäußerung erlauben, ohne die außerhalb von Creusot ein Franzose nicht leben kann: morgen kann es den Bewohnern des Ortes auf einen Befehl vom Schloß hin verboten werden, dies oder jenes Café zu besuchen, in diesem oder jenem Geschäft zu kaufen.

Die Vertreter der Gewerkschaften, die aus Paris gekommen waren, fanden hier kein Versammlungsort und nicht einmal eine Unterkunft für die Nacht. Denn Schneider hat, wie er seine Schulen und Krankenhäuser hat, auch seine eigenen Gewerkschaften. Sie haben sogar ein schönes Haus mitten im Ort, das auf Befehl des Schloßherrn gelb angestrichen wurde: diese Farbe, von Schneider gewählt, ist seither in aller Welt das Symbol dieser Art Gewerkschaften geworden!

Kandidaten, die auf die Idee gekommen waren, sich im Wahlkampf gegen den König von Creusot oder seine Strohmannen hier um

ein Mandat zu bewerben, ging es noch schlechter; sie fanden nicht einmal ein Stück Brot. Trotz der Kontrolle und der systematischen Propaganda, mit der die Schneiders ihre lebenslänglichen und vererblichen Abgeordnetenrechte zu sichern wußten, ist es zweimal den Sozialisten gelungen, ihre Kandidaten wählen zu lassen. Beide Siege wurden mit einer Massenentlassung in den Fabriken beantwortet. Das erstmal im Jahre 1877, das letztemal vor acht Jahren, und der Gewählte war im Jahre 1928 Paul Faure, der heute Staatsminister ist. Ein Zufall will es, daß mit seinem Eintritt in die Regierung die Dynastie der Schneiders endlich um ihre Macht gebracht ist.

Aus der Ferne gesehen, gruppieren sich die Fabriken und Arbeiterhäuser von Creusot um einen Hügel, auf dem das Schloß liegt, das auch äußerlich die Stadt beherrscht. Ein solches Stadtpanorama ist nichts Seltenes in Frankreich, aber überall sonst sind die Schloßer verträumt, ihrer ruhmreichen Vergangenheit nachsinnend. Nur in Creusot hat sich die feudale Macht des Mittelalters auf den allmächtigen Unternehmer des neuzeitlichen Fabrikortes übertragen und hält dem Ansturm neuer Ideen stand. Das Schloß verschwindet bald den Blicken, es wird von den Bäumen des Riesensparks verdeckt, der den größten Teil des Hügels einnimmt und auf der einen Seite die Kirche, auf der anderen den Friedhof in die Domäne des Creusot-Königs einzuschließen scheint. Und plötzlich sieht man, daß an verschiedenen Stellen des Parks Kanonen aufgestellt sind, die das weite Land zu bedrohen scheinen. Man weiß nicht recht, ob sie zur Verteidigung hier stehen oder nur eine Art Schaufenster des Kanonenkönigs sein sollen. Der letzte Erbe der Dynastie hat sich von seinen Presse-Lobrednern einen „Wohltäter der Menschheit“ nennen lassen. Diese Kanonen beweisen, daß auch hier die Wohltätigkeit zu Hause beginnt. . . . P. R.

Das Land der Schlangen

Kürzlich ging die Nachricht durch die Weltpresse, daß bei den altindischen Mysterienpielen im Tempel von Manarjalle (Provinz Travankur, Vorderindien) einige jugendliche Tänzerinnen von giftigen Schlangen gebissen wurden und augenblicklich starben. Dieser Fall hat in ganz Indien großes Aufsehen erregt.

Ungefähr 20.000 Menschen werden in dem Wunderland Indien jährlich getötet. Trotzdem geschieht nichts, um dieser Gefahr zu begegnen. Der größte Teil der indischen Bevölkerung betrachtet die Schlange noch als ein heiliges Tier. Wer eine Schlange tötet, soll, nach Auffassung der Hindus, für die diese Reptilien das Sinnbild der Fruchtbarkeit darstellen, den Fluch der Gottheit auf sich laden. Das Glück wird ihm zweifellos verlassen, seine Pläne werden mißglücken, Krankheiten und Plagen werden über ihn kommen.

Die Mysterienpiele von Manarjalle

Besonders wird die gefährliche Brillenschlange von den Hindus verehrt. Für das Tier befinden sich in jedem indischen Dorf und jeder indischen Stadt Schlangeneideltümer. In vielen Häusern findet man Bilder von heiligen Schlangen.

Eines der größten Feste, die die Indier feiern, ist das Fest der Schlangennuß in Manarjalle im Staat Travankur (Vorderindien). Es ist ein Volksfest, das nicht weniger

als 37 Tage dauert und auf pompöse Weise gefeiert wird, wie man eben nur in diesem Wunderland Feste feiern kann. Das Fest von Manarjalle wird nur alle zwölf Jahre abgehalten. Die Mysterienpiele allerdings finden häufiger statt.

Am die Mittagszeit kommen neun Mädchen, Töchter der vornehmen Familien von Travankur, aus dem Tempel, um Tänze auszuführen. Auf die Tänzerinnen werden dann die Schlangen losgelassen, die in keinem Hindutempel fehlen. Die langen Leiber der Schlangen gleiten aus der Tempelhalle und nähern sich der Gruppe der Tänzerinnen. An der Spitze der Reptilien kriecht eine weiße Kobra, die giftigste aller Schlangen. Noch ist keine Gefahr. In langer Reihe richten sich die Schlangen auf, nach dem Rhythmus der Flöten. Sie haben ihre Köpfe mit den immer geöffneten starren Augen nach der Sonne. So bleiben sie einige Minuten unbeweglich. Aber plötzlich rollen sie sich wie vom Blitz getroffen zusammen. Und jetzt werden sie eine Gefahr für die Tänzerinnen. Dennoch kommt es selten zu Unglücksfällen. Die Aufregung über die tragischen Ereignisse, die sich während der jüngsten Mysterienpiele auf dem heiligen Tempelplatz von Manarjalle abspielten, ist deshalb begründlich.

Der Tempel von Ottopalam

An einem anderen Ort in Indien, im Schatten uralter Bäume, liegt der Tempel von

Ottopalam. Auch dieser Tempel ist den Schlangen geweiht. Es wimmelt hier nur so von diesen gefährlichen Reptilien.

Sie liegen wie leblos zusammengerollt und schwimmen träge in einem Becken hinter dem Tempel. Andere wieder leben auf den Bäumen und versuchen, sich der Umgebung in der Farbe und Form anzupassen. Man vermutet einen Baumast und entdeckt zum größten Erstaunen eine Riesenschlange. So lauern sie auf ihre Beute. Sind sie sehr kampflustig und hungrig, dann fallen sie sich sogar gegenseitig an und fressen einander auf.

Der unverwundbare Wächter des Schlangenhains

Der Wächter des Tempels von Ottopalam ist ein alter Yoghi. Täglich in aller Frühe verrichtete er das Puga-Gebet. Der Priester kniet hierbei zwischen den gefährlichen Tieren nieder und sagt dabei einen uralten geheimen Spruch auf. Dann schreitet er, wie es die Glaubensvorschrift gebietet, barfuß und mit erhobenen Händen in das Heiligtum. Wenn das Gebet verrichtet ist, trägt der Tempelwächter einen Krug mit Milch von Schlangenhöhle zu Schlangenhöhle.

Aus jeder Höhle kommt der schlante, zierliche Kopf einer Kobra zum Vorschein, um den angebotenen Trunk aus der Schale zu nehmen.

Nur der Yoghi kann sich ungestraft unter den Schlangen bewegen. Wehe dagegen anderen Menschen, die es wagen sollten, sich den gefährlichen Tieren zu nähern. In wenigen Augenblicken wären sie Leichen.

Die Urwald-Universität für Schlangendoktoren

In Kalkangi, einem kleinen Dorf in Zentralindien, besteht eine Art Universität für Schlangendoktoren. Die Umgebung ist für die Anleitung dieser Wunderdoktoren außerordentlich geeignet, da dort unzählbare Schlangen haufen, deren Lebensgewohnheiten sie so sorgsam studieren können. Dort lernen die indischen Wundermänner und Aerzte die Formeln, Rituale und Gesänge, womit die Indier seit uralten Zeiten den Schlangenbiss zu heilen versuchen.

Es kommt Europäern beinahe unbegreiflich vor, daß die Indier an die Hilfe von Wunderärzten glauben. Aber die Methoden dieser indischen Wunderdoktoren sind viel weniger geheimnisvoll, als man annimmt. Das Gefährliche eines Schlangenbisses ist, daß das in der bald unsichtbaren kleinen Wunde eingebrachte Gift schnell nach dem Rückenmark durchdringt, wodurch eine Nervenlähmung bewirkt wird, die die Atmungsorgane funktionsunfähig macht.

Suggestive Heilbehandlung gegen Schlangenbisse

Der Patient ist dazu verurteilt, unter fürchterlichen Schmerzen zu sterben. Indische Schlangenbeschwörer und Wunderärzte bringen den Verwundeten nun auf suggestive Weise in einen Krampfschlaf. Infolge dieses Krampfes schließen sich die Blutadern. Das Gift kann nicht mehr nach dem Rückenmark vordringen.

Wird nach rund drei Viertelstunden der Krampfzustand aufgehoben, dann ist der Körper bereits so an das Gift gewöhnt, daß die Todesgefahr vorüber und der Mensch gerettet ist.

Gefährlich aber bleibt der Schlangenbiss immer. Deshalb ist es nicht verwunderlich, wenn jährlich in Indien den Schlangen so viel Menschen zum Opfer fallen.

A. v. Sacher-Masoch:

Die Nacht des Vollmondes

Eine Zigeunergeschichte aus Ungarn

Im „Grünen Hahn“ schlug der Wind, der von der Steppe kam, ein Fenster zu. Er legte ein paar wurmstichige Schindeln von den Dächern des Herrenhofes der Frencik. Dann entstand Schweigen.

Ein grauer Himmel lag über der großen Tiefebene, und im Westen rauschte das schmutzgelbe Wasser der Theiß auf und sprang gegen den Fährdamm.

Schwalbe aber lag im Maisfeld des Herrn von Frencik auf dem Rücken und schnarchte so laut und unbekümmert wie ein richtiger Graf, der daheim in seinem Hause in einem Bett aus echtem Holz der Ruhe pflegt. Obgleich Schwalbe nur in einer Kille des Maisfeldes zwischen mannshohen Sturuzstauden lag, in denen der Wind geheimnisvoll rauschte.

Manchmal, an Tagen der Bettetwende, wenn die Fugelkunden Kreuzhänfe der fernen Türme in Dunst verschwanden, der Sturm von den Karpathen her zu blasen begann und der Steppensand seinen feinen singenden Tanz anhub, dann toogten die Maisfelder und brausten, als ritt ein Heer trommelnder Heiden über sie hin —

Schwalbe aber, der Zigeuner, träumte von einem großen Feuer im Jeldorf seines Ururgroßvaters, der ein großer Häuptling gewesen war und ein Freund Michael Bobits, des Betjaren. Und Schwalbe träumte von einem fetten Spanferkel, das am Spieß über der Glut speßen braun und knusprig geworden war, und streckte die Hand aus, um es zu essen. Aber wie er den Braten schon fast erreicht hatte, sprang das gare Ferkel vom Feuer und rannte vor ihm her, so daß er es nicht erreichen konnte, immer zwei Schritte voraus. Der Spieß steckte jetzt im Ferkel. Schwalbe stolperte, fiel hin und — erwachte.

Um diese Zeit fiel es auch gerade die ersten Regentropfen vom Himmel. Schwalbe nahm den Geigenack auf den Rücken, reinigte seine Augen mit dem Hemdärmel und wartete auf den nackten Sohlen die Anhöhe hinauf. Er trat in den „Grünen Fisch“ und krümmte den Rücken vor Moische Jael, dem Wirt: „Küß die Hand, liebes Väterchen“. Und mit dem Daumen rückwärts deutend sagte er noch: „Es regnet“.

Jael's flinke Augenlein hatten in Schwalbe sofort Verwirrung, Zählungsunfähigkeit und den Geigenack festgestellt.

Da es aber Sonnabend war, warf er ihn nicht gleich zur Tür hinaus — er dachte dabei an etwa zu erwartende Gäste und an billige Muzil —, sondern nickte gütig mit dem Kopf: „Warum soll es nicht regnen? — Freilich regnet es . . .“

Damit war diese Zwiesprache beendet, und Schwalbe verzog sich in einen Winkel des Gasträumens, holte die Geige hervor, prüfte, putzte, stimmte an ihr herum, sprach zu ihr wie zu seinesgleichen und blinzelte von Zeit zu Zeit listig zur Küche hinüber, schnuppernd und werbend, was nicht zu verwundern war, weil sein Magen erhehlich knurrte.

Später stand Schwalbe unter der flackernden Oellampe der Schenke und spielte. Während des Spiels veränderte sich sein Gesicht, seine Haltung, er schien zu wachsen, sein Haar fladerte in der Jugluft des Raumes hin und her, seine Augen blühten. Sein podennarbiges Zigeunergesicht war jetzt von einer wilden,

zwingenden Schönheit. Er war der Herr, nach dessen Laft die Herzen der tanzenden Burtschen und Mägde schlugen. Er war der Herr der Tränen und des Lachens.

Und Schwalbe wußte das. Seine Nacht war groß. Einmal begegnete er als halbwichsiger Katé einem Vären. Es war das auf den Fängen des Sarko, denn er durchstreifte in jenen Tagen — damals schon heim- und vaterlos — das südliche Ungarn. Schwalbe war feige wie alle seine Stammesgenossen, feige, wie eben ein Zigeuner feige sein kann, und das Herz rauschte ihm mit einennal bis in die Fußhöhlen hinab. Der Vär war keine fünf Schritte vor ihm und brummte, daß Schwalbe der durchlöcherige alte Halbghinder vom Kopfe fiel, weil seine Haare plötzlich so zu Berge standen wie die Borsten eines Stachelschweines. So erzählte er es später im Dorfe.

Aber flugs griff er nach dem Geigenack, stemmte die Fiedel unters Kinn und begann zu spielen. Alle Angst war im Nu verfliegen.

Und nach geraumer Weile sah der Vär auf den Hintertpoten und wiegte sich langsam im Takte hin und her. Der Vär war wie ein Pudelhündchen geworden, zahm und freundlich . . .

Als Schwalbe um Mitternacht müde und zerfchlagen aus Jgels Schenke trat, stand der Mond rund am Himmel und viele Sterne. Die Pappeln vor dem Gutshofe Frenciks rauschten. Schwalbe betruugte sich vor dem runden Mond, spudte der Sicherheit halber zweimal über sein eigenes Haupt nach rückwärts und prüfte sich, ob er nicht etwa eine Lüge im Herzen führte, denn er hatte von seinem Vater gelernt, daß eine Lüge bei Vollmond eine lange Reihe schwieriger Krankheiten zur Folge habe. Sonst war das Lügen ein Privileg seiner Klasse, aber bei Vollmond war das anders.

Er schlurfte auf der Landstraße, die an dem Gutshof entlang führte, weiter und stand — nunmehr weniger erbaulichen Gedanken nachhängend — mitten im hellen Mondlicht, der weichen Front des Herrenhauses gerade gegenüber.

Wo wohl der Gühnerstall liegt? — überlegte er.

Als er den Kopf hob, sah er etwas Seltsames. Schwalbe rieb sich die Augen und starrte auf ein Wunder. Denn was er sah, konnte nur ein Wunder sein.

Hoch oben auf dem Rande des breiten Schindeldaches stand ein nacktes Mädchen mitten im Mondlicht und begann gerade zu tanzen. Ungemein zart und schlank war dieses Mädchen, und es schien Schwalbe, daß der Mondstrahl durch ihren Körper drang wie durch Glas. Ihre Arme griffen sanft in den warmen Wind der Sommernacht, ihre Haare umsprühten sie wie eine schwarze Fahne.

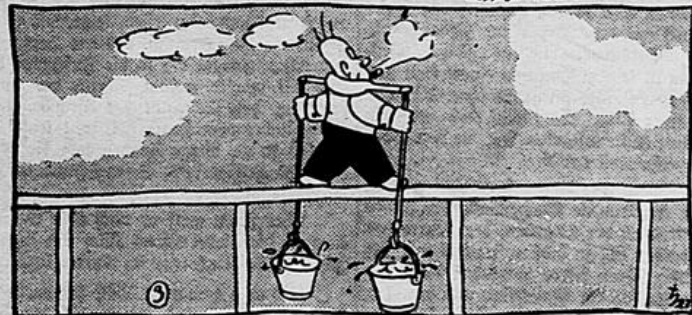
Schwalbe stand wie . . .

— Eine Tür flog auf. Lichter blühten. Die Stimme eines Weibes überschlug sich gellend. Halbbedeckte Menschen drängten, stießen sich auf den eingezäunten Hof . . . „Das Fräulein!“ — rief jemand.

Schwalbe sprang auf, mit einem Satz war er über den Zaun, ohne auf die Hunde zu achten, die winkelnd an ihren Ketten zerrten. Er sah nichts, hörte nichts, seine Augen hingen an der



Copyright P. L. B. Box & Copenhagen



Adamson ist erfinderisch

Gestalt dort oben, die schwankend wie ein schwa- ches Rohr im Monde stand.

Schwalbe war mitten im Hofe, mit seinen blühenden Augen, wehenden Haaren, schwarz, das Gesicht häßlich verzerrt. Er hob den Arm, und ein leerer Raum entstand um ihn. „Der Teufel!“ — zischte eine der Mägd.

Die Gestalt am Dache schwankte. Frenck, der Herr, der mit wehendem Schnurrbart und verglasten Augen unter seinen Dienstleuten stand, wöchelte ein Gebet.

Aber Schwalbe fekte die Geige an und be- gann zu spielen. Und er spielte von wehenden Mondweilen, von Heiterkeit und Freiheit und von einer Straße, die in den Himmel führte. Und er lodte und rief, schmeichelte und flehte und sprach zu dem Wesen, das da oben im Monde stand, in der einzigen Sprache, die er und seine Väter sprechen konnten wie niemand sonst auf Erden.

Und leichte zarte Füße schritten frei und sicher über die schmale Kante, die das Leben von dem Tode trennte. Schwalbe rettete Frenck's Kind.

Dann stand Schwalbe verwirrt und fremd zwischen den vielen Menschen und mußte viele Hände schütteln, viele Hände, die seine braune Hand sonst niemals berührten.

Nikolaus Frenck aber stellte sich vor Schwalbe auf.

Er hatte schwarze stehende Augen und einen Schnurrbart, der drohend niederbaumelte: „Wie heißt du?“

„Schwalbe, wenn es Ihnen so recht ist, gnädiger Herr!“

Und Frenck fragte darauf:

„Wie bist du hierhergekommen, Schwalbe, es ist ein wahres Wunder, was suchst du hier?“

Und Schwalbe wand und drehte sich unter dem Blick des mächtigen Herrn. Denn er wußte, daß es die Nacht des Vollmondes war. Dann sagte er nach einer Pause:

„Ich wollte ein Fußn stehlen, gnädiger Herr!“

Die weiße Kobra als Haustier

Es kommt in Indien nicht selten vor, daß eine Kobra die Wohnung mit einer Familie teilt. Kommt die Schlange zum erstenmal in die Wohnung, dann verbergen sich die Be- wohner und bitten in einem Gebet die Schlange, niemand zu verwunden, zu beißen oder zu töten. Solche Gebete helfen natürlich nicht. Aber niemals würde ein Indier, der von einer Kobra oder einer anderen giftigen Schlange gebissen wurde, die Hilfe eines weißen Arztes an- nehmen. Auch die von den Engländern ein- gerichteten Büros, in denen Serum verabreicht wird, werden von den Hindus nicht aufgesucht. Der Hindu vertraut allein auf seinen Wunder- doktor.

Wissen Sie schon?

... wie die mittelalterlichen Dichter bü- gerlichen Berufes hießen, die Lyrik nach festen Regeln in Vereinen betrieben? — Die Meister- sänger.

... wer den Beinamen „Der große Schweiger“ hatte? — Hellmuth Graf Wolke (1800—1891).

... wie der Erzeuger der bekanntesten amerikanischen Wildwest-Filme heißt? — William Fox.

... was „Christus“ auf deutsch heißt? — Der Gessalbte (griechisch).

... woher der Sherry kommt? — Von Xerez de la Frontera (Spanien).

... Was zu Goethes Zeiten der Begriff „Wahlverwandtschaften“ in der Chemie be- deutete? — Die Ursache der chemischen Ver- bindungen der Elemente.

... warum Goethe auf seine Stellung als Intendant des Weimarer Theaters verzichtete? — Weil der Großherzog wünschte, daß ein Hund in dem Stück „Der Hund des Kubik“ — auf der Bühne des Theaters auftreten sollte.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 33, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 293.

Von I. G. I. Wainwright.

Schwarz: Kf6, Da7, La8, b6, Ba2, c7, h6. (7)



Weiß: Kh7, Dd1, Ld6, f5, Se7, Bg6, h4. (7)

Matt in zwei Zügen:

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 290: De1-b7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Ge- nossen ein: Sturm Heinrich, Brünn; Dinnebler Emil, Tetschen; König Anton und Steinwirth Hans, Kwikau; Trilitzsch Gustav, Wisterschan; Tesaf Franz, Suchel; Eichler Otto, Drakowa; Tepper Franz, Karlsbad; Schöffel Anton, Schö- britz; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Nitsch Rosa, Trupschitz; Strache Karl und Stra- che Rudolf, Großpriesen; Hyna Josef, Hostomitz; Koukal Eduard, Trupschitz; Richter Karl, Politz a. E.; Lohmüller Hans, König Rudolf, Habl Er- win, Schindler Rudolf, Freundl Anton, Chmiak Teo, Hofeld Otto, sämtlich Nesteritz.

Druckfehlerberichtigung.

Ein sinnstörender Fehler ist unter Problem- turnier 1936-37 im Absatz 1. Es soll heißen: Den Wert des Problems e r h ö h t sich. Der vermin- derte Wert betrifft nur den 2. Absatz.

Kleinpriesen.

Die dortige Schachektion trug am Sonntag einen Freundschaftswettkampf gegen Nesteritz an 12 Brettern aus. Nach schönem Spielverlauf gewann Nesteritz mit 8:4 Punkten. Retourspiel zum „Atusfest“ in Pümerle am 30. August.

Partie Nr. 107.

Damengambit.

Gespielt in Komotau am 5. Juli beim „Atus“ Bundesfest. (1. Brett.)

Weiß: Dogltonl. Schwarz: Cmelinsky, Ungarn. Pilsen.

- | | | |
|-----|--------|--------|
| 1. | c2-c4 | c7-c6 |
| 2. | d2-d4 | d7-d5 |
| 3. | Sb1-c3 | Se8-f6 |
| 4. | Sg1-f3 | e7-e6 |
| 5. | Lc1-g5 | Lf8-e7 |
| 6. | e2-e3 | Sb8-d7 |
| 7. | Tal-c1 | h7-h6 |
| 8. | Lg5-h4 | 0-0 |
| 9. | Lf1-d3 | Tf8-e8 |
| 10. | 0-0 | a7-a6 |
| 11. | Dd1-e2 | d5xc4 |

Beide Partner haben nun ihre Entwicklung beendet, und gehen nun zum Angriff über. Weiß steht etwas besser.

- | | | |
|-----|--------|---------|
| 12. | Ld3xc4 | Sf6-d5 |
| 13. | Lh4-g3 | h7-g5 |
| 14. | Lc4-d3 | Sd5xc3 |
| 15. | Tc1xc3 | Lc8-b7 |
| 16. | Lc3-b1 | Ta8-c8 |
| 17. | De2-c2 | Sd7-f8 |
| 18. | Sf3-e5 | Le7-f6! |

Eine niedliche Falle, in die Weiß prompt hin- einfällt.

- | | | |
|-----|---------|---------|
| 19. | Se5xc6? | Tc8xc6! |
| 20. | Tc3xc6 | Dd8-d5! |

Weiß verliert nur eine Figur, da der Turm wegen Matt nicht abziehen kann.

- | | | |
|-----|--------|---------|
| 21. | Dc2-e4 | Lb7xc6 |
| 22. | De4xd5 | Lc6xd5 |
| 23. | e3-e4 | Ld5-b7 |
| 24. | e4-e5 | Lf6-d8 |
| 25. | f2-f4 | Ld8-b6 |
| 26. | Lg3-f2 | Lb7-d5 |
| 27. | e5-e4 | Tg8-g8 |
| 28. | f4-f5 | Tc8-c4 |
| 29. | b2-b3 | Td4xd4 |
| 30. | Tf1-c1 | Td1xc4+ |

und Weiß gibt auf.